

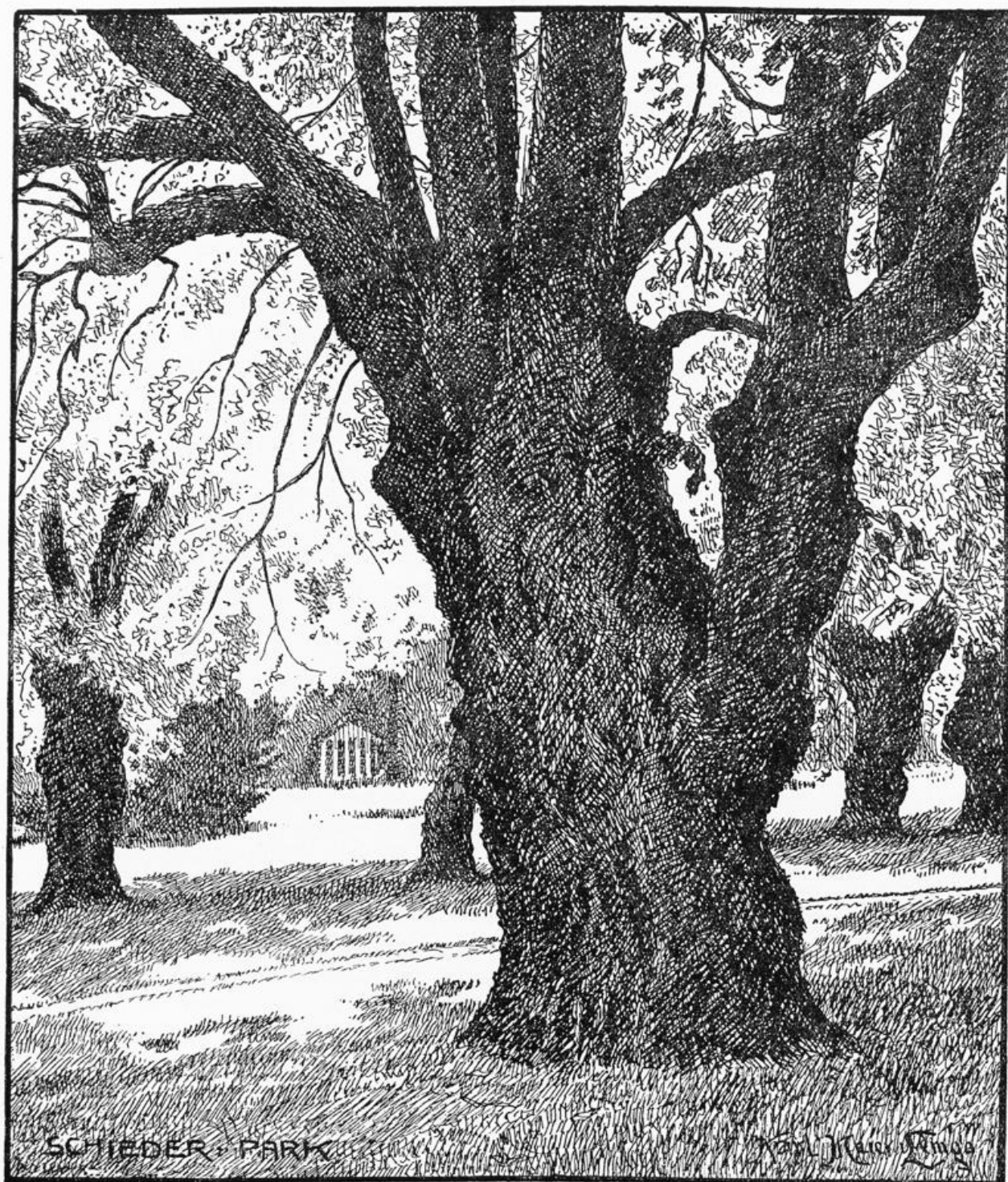
Es sollte hier keine Donopsche Familiengeschichte geschrieben werden. Nur die verdienstvolle „Historisch-geographische Beschreibung der fürstlichen lippischen Lande“ des Oberhofmarschalls und Drostens W. G. L. von Donop vom Jahre 1790 sei noch rühmend genannt. Bei den Streitigkeiten um die Verfassung, welche die Fürstin Pauline ihrem Lande zu geben gedachte, stand ihr Oberhofmarschall ebenso wie sein Sohn, der Landkammerrat Fr. von Donop, in schärfster Opposition. Und die Fürstin zürnte „Es ist eine Meuterfamilie!“ Doch haben Glieder der Familie bis in die neueste Zeit hinein dem lippischen Fürstenhause treue Dienste geleistet.

## Schwalenberg

Wie ein abstehendes Zöpfchen am Kopfe, so sitzt das Schwalenberger Land am übrigen Lipperlande. Es hat nicht viel mehr als eine Wegstunde in der Breite und drei in der Länge. Die Trennungsstellen sind durch Bahnstrang, Landstraße und Emmerfluß, die nebeneinander herlaufen, dreifach betont. Hier liegt, beide Landesteile verknüpfend, mitten zwischen Blomberg und Schwalenberg das liebliche Schieder. Dem von Westen her sich Nähernden öffnet sich ein weites Wiesental, das der Silberfaden der Emmer durchzieht. Vor uns zur Rechten und Linken wölben sich weithin bewaldete Höhen.

Stumm und kalt trotz des sonnigen Oktobertages liegt das steife Schloß da, das Graf Otto zu Brake in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts erbauen ließ. Zwei reiche Portale vermögen den Eindruck des Unfreundlich-Kahlen nicht zu verwischen. Weit mehr Anheimelndes haben die beiden Dienerwohnungen davor. Der Park vollends mit dem jahrhundertealten Lindenwege, mit den turmhohen Platanen auf den Terrassen, dem lieblich umrahmten Gewässer prunkt heute in allen Oliv-, Kupfer- und Goldtönen des Herbstes.

Bei dem als Raststätte gebildeten schlichtschönen Ehrenmal für die Opfer des Weltkrieges wenden wir uns rechts. Die Landstraße windet sich meist durch offene Landschaft über Wellenberge und durch Wellentäler. Zur Rechten kahles Hügel-land, zur Linken aber bis zur Landesgrenze reichend ein breites, durchweg mit Wald bedecktes Bergmassiv, das Schwalenberger Mörth. Bald fesselt den Blick ein bläulicher Bergrücken, der vom Mörth ausgehend hinter den Hügelwellen aufsteigt, höher und immer höher. Der trägt kurz vor seinem Abfall ein graues Haus, die Schwalenberger Burg. Nachdem Brakelsiek hinter uns liegt, geht's eine kleine Hügelwelle hinauf, da tut sich das köstliche Bild des Bergstädtchens vor uns auf, das in halber Höhe den Burgberg umschließt. Es ist gegen Mittag und die Sonne steht rechts vor uns. Bläuliche Schatten schließen das Ganze zu einer duftigen Masse zusammen, aus der nur die beiden schrägbeleuchteten Turmhelme und einzelne Dächer hervorblicken. Das wäre höchstens durch Farben, nicht durch eine Strichzeichnung wiederzugeben; für diese gab erst der Nachmittag die geeignete Beleuchtung.



Noch ein Stück bis zur Mühle im Tal, über ein Bächlein weg, dann beginnt die Steigung. Links stemmt sich der Fuß des Berges gegen hohe, kräftige Mauern, die hie und da eine Pforte unterbricht. Von ihr aus führen jedesmal zahlreiche Stufen zur Höhe der Häuser. Schwarz-weiße Fachwerkwände schimmern durch bräunliches Land. Wundervoll stimmt zu diesen Farben die Tönung der rötlichgrauen, hie und da mit einem Mooschimmer überhauchten Steinplatten, mit denen die meisten Häuser des Städtchens belegt sind. Wir erklimmen die Höhe der Mittelstraße. Das ist eigentlich auch die einzige richtige Straße, die es hier gibt. Auch sie eine Dorfstraße, bald schmaler, bald breiter, am oberen Ende platzartig sich erweiternd. Vor den Häusern schwellen segenspendende Misthaufen. Ackergeräte, Wagen und Karren stehen umher. Überall stochern Hühner, schnattern Enten, überschreien sich heisere Gänse. Das Straßenbild hat den alten einheitlichen Charakter in erfreulichem Maße bewahrt. Die Häuser sind Fachwerkbauten mit großen, oft mehrfach vorgekragten Giebeln. Über den großen Einfahrten prangen festlich die Erntehähne, hübsche Blumenkronen, die mit Eiergirlanden umwunden sind. Dem Gebälk fehlt nicht reiches Schnitzwerk. Eingesetzte Brüstungsplatten finden sich nicht, wohl aber Zahnschnitt- und Konsölnchenfriese, Rundstäbe und Perlen in den Fasen der horizontalen Balken. Hie und da lesen wir wackre Haussprüche; so an dem Bachrach'schen Hause links vom Rathaus, das 1595 von dem Drost Falk Arend von Oeynhausen erbaut wurde, das Verslein „Fürcht Got und ehr die Eltern dein, Demut las dir gefelig sein, sei fleißig, bleib in niedrign Stand, so wird dich segnen Gots Handt.“ An dem breiten Platz finden wir die meisten der alten Häuser beisammen. An einigen umrahmt die Einfahrt ein breiter, besonders reich behandelter Ornamentstreifen.

Das älteste und schönste Fachwerkhaus Schwalenbergs aber, ja eines der schönsten Beispiele des heimischen Ständerbaues ist das Rathaus der Stadt. Es steht nicht an einem großen Platze, schiebt seine eine Schulter vielmehr sehr weit auf die Gasse vor, die hier ihre schmalste Stelle hat. Das Ganze bildet mit seinen drei verschiedenen Giebeln, mit dem sauberen, vortrefflich gelungenen An- und Zwischenbau eine recht malerische Baugruppe. Der ältere Hauptgiebel von 1579 mit dem wechsellvoll gestreiften, geschuppten, geperlten Füllhölzern und Balkenabfassungen und mit den eingesetzten Brüstungsplatten, auf denen Fächerrosetten stehen, erinnert auf den ersten Blick an die Blomberger Burg und die Lemgoer und Ufler Bauten derselben Periode. Aber bei näherem Hinschauen verblüfft uns an diesem Hause eine überquellende Fülle des Zierats, wie sie wohl an keinem Fachwerkhaus unserer Heimat sich vorfindet. Auf drei niedrigen, breitgespannten Holzbogen, die auf stämmigen Pfeilern zusammenstoßen, ruht das Geschoß, das nur einen Raum, ehemals Gerichtshalle und Versammlungsraum der Bürger, umfaßt. Das untere Geschoß war ehemals eine offene Markthalle, die, wie beim Lemgoer Rathaus, später gefüllt und durchgebaut wurde. Hinter dem Giebel lag der Boden. Wir haben hier den denkbar einfachsten Typ eines kleinstädtischen Rathauses vor uns. Für die Ratsstube erweiterte man dann später, 1603, den Grundbau um ein Drittel seiner Breite. Der Meister des Rathauses besaß allem Anschein nach für das Architektonische ein weniger starkes Gefühl, als für das Malerische. Das konstruktive Gerüst des Baues hebt er nicht hervor. Er hätte dann die Ständer gesondert behandeln müssen. Vielmehr stellt er durch eingesetzte Bretter drei breite Zierfriese her, auf

denen er nun seine Phantasie nach Herzenslust tummelt. Strenge Symmetrie ist ihm dabei als echtem, deutschem Künstler durchaus unsympathisch. Die Fächerrosetten sind bald größer, bald kleiner, bald noch kleiner, mal stehen sie grade, mal auf dem Kopfe. Dann entdecken wir an beiden alten Giebeln allerlei seltsame Gestalten, Löwe, Basilisk, Einhorn, eine Schlange, die über einem Kreuz hängt, so wie man eine eherne Schlange der Bibel darstellt, dazu allerlei phantastische Seewesen, die sich auf dem Rücken wälzen und in den Schwanz beißen, eine zur Gerichtshalle sehr passende Justitia mit Waage und Schwert und dem Satz „Justitia digerit omnia“, „Gerechtigkeit schlichtet alles.“

Der kleine Anbau von 1603 zeigt die entwickelteren Renaissance-Formen, die Zahnschnittfriese, Eierstäbe usw., auch sind hier die Ständer architektonisch richtig betont, der Eckständer ist sogar als Säule behandelt.

Eigenartig sind die plattdeutschen, stark ergänzten, Inschriften, die zur Tugend mahnen.

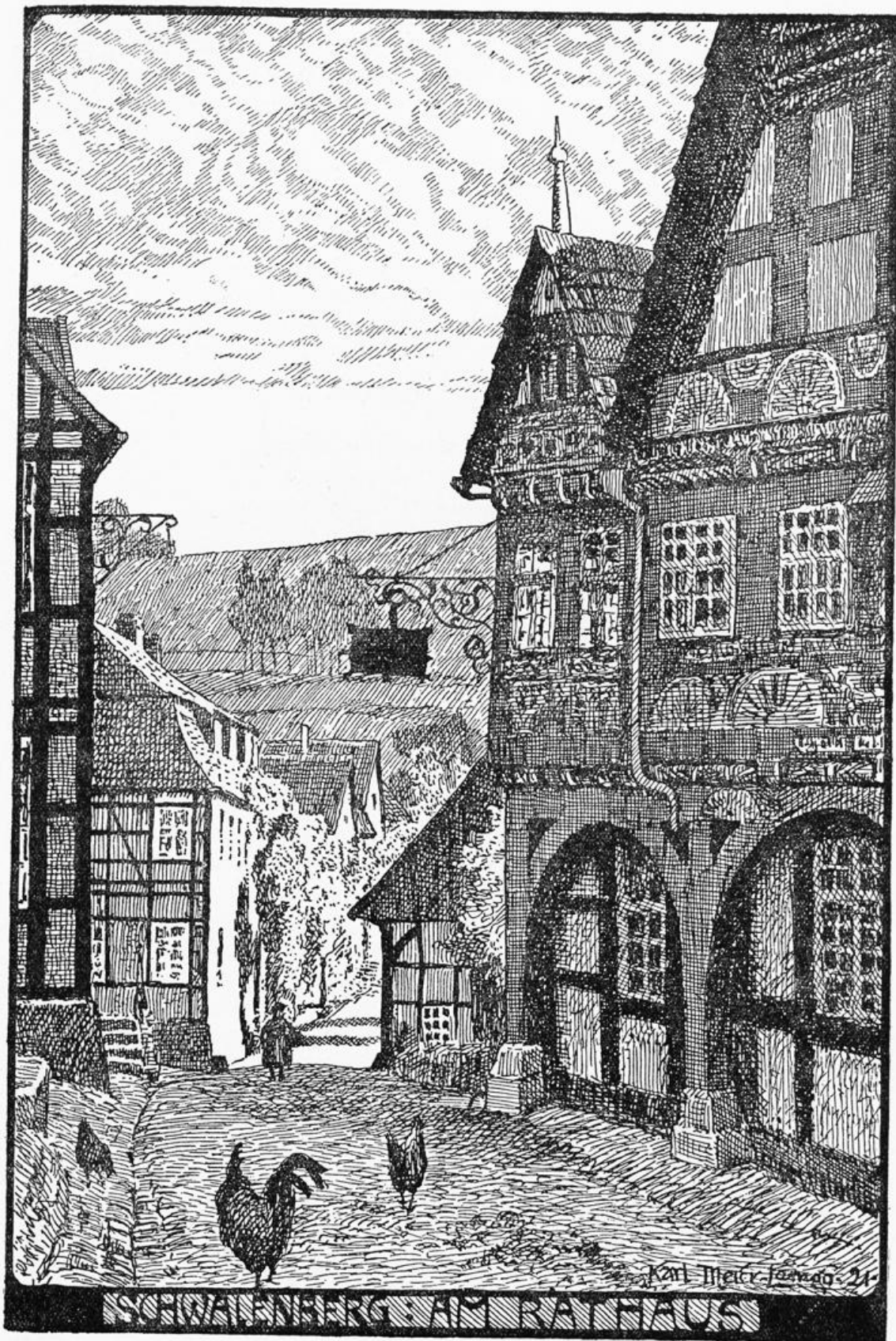
„Minsche, gedenke, wat du betengest (= anfängst)  
Den liek (Gleichheit) und Recht waret längst,  
werst du as Schelm und Schenner unrecht handeln  
So most du tom lesten in de helle wandern.“

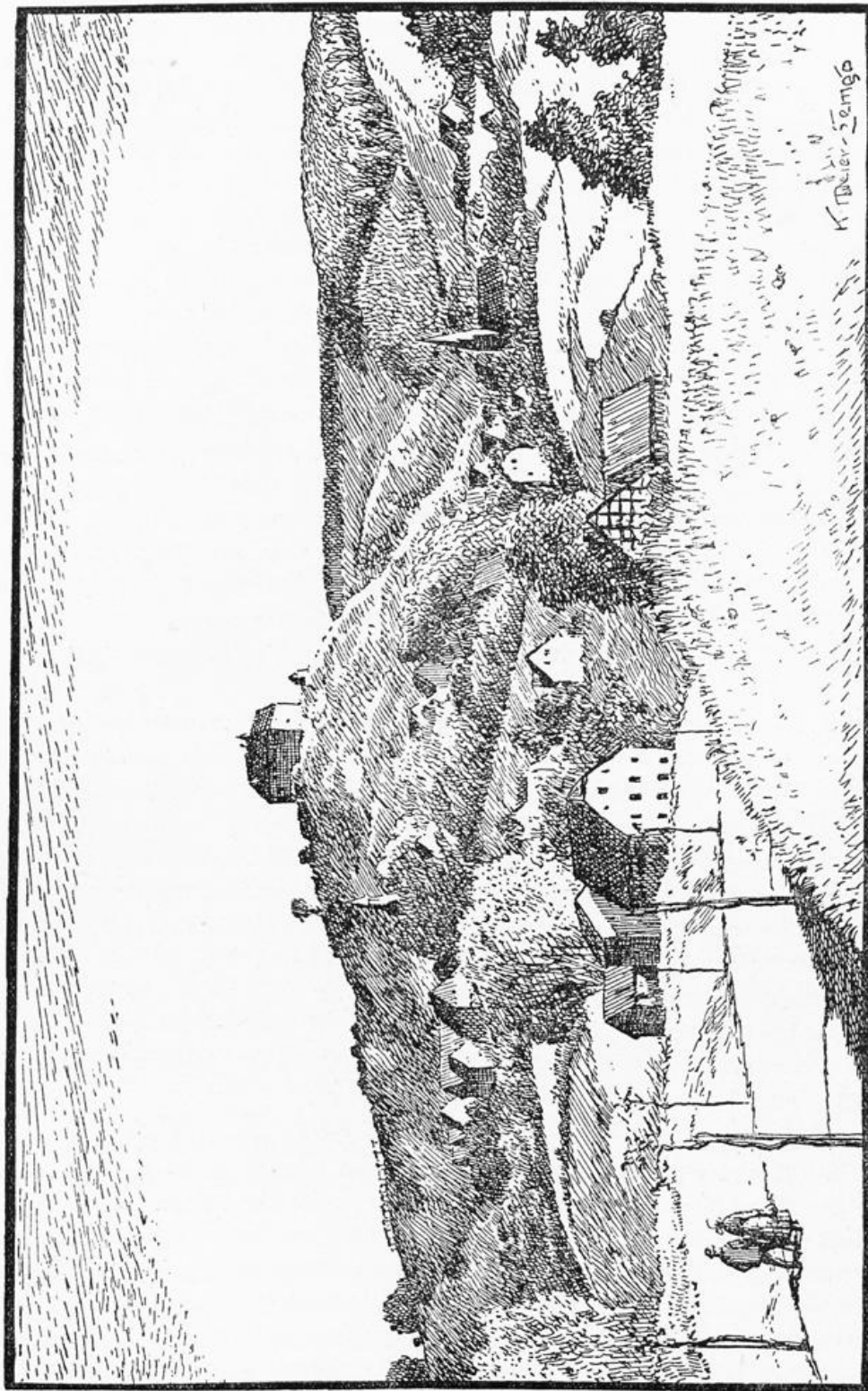
Ferner:

Wol (= wer) tho sin egen Vordel raidt (= rät)  
In Has bi allen Komt und treibt Verstorethait.  
Wol gebruket bos (= falsch) Gewicht,  
Strafet Gott am jüngsten Gericht.“

„Godt mit uns, wol kann den wedder uns.“

Auch das Innere des Rathauses, besonders die Schreibstube, ist mit alten Möbeln, Geweihen und Bildern hübsch ausgestattet. Darunter ist ein Ölbild mit der Darstellung der Stadt aus dem 30jährigen Kriege und ein, auf Grund von Ausgrabungen hergestelltes Modell der ehemaligen Burganlage, an dem man die starke Befestigung gut studieren kann. Eine Wand des Vorsaales wird mit einem großen Ölgemälde ausgefüllt, das aus dem Detmolder Schlosse stammt. Dargestellt ist die Gründung des Klosters Marienmünster im Jahre 1128 durch den Grafen Wittekind III. Überliefert ist über das Bild nichts. In der Mitte wird das Klostermodell gehalten von dem Stifterpaar; er ein schneidiger schnurrbärtiger Ritter in prächtiger Rüstung, sie in seidenem Gewande und Perlengeschmeide. Sie heben das Modell der thronenden Maria entgegen, die mit gezierter, fast hochmütiger Gebärde abwärts blickt, während der Jesusknabe von ihrem Schoße herabstrebt. Apostel und Heilige stehen je vier auf jeder Seite in steifer Gruppierung. Das Bild wird dem Beginne des 17. Jahrhunderts zuzuschreiben sein, es verrät starken italienischen Einfluß. Man fühlt sich an Bilder von Andrea del Sarto erinnert. Bei wohl gelungenen Einzelheiten verrät es einen Maler, dessen Begabung dem großen Vorwurf nicht gewachsen war. Immerhin wäre es von Wert, über das Bild und seinen Ursprung Näheres zu erfahren; vielleicht aus dem Detmolder Archiv.





Wer das Städtchen Schwalenberg durchwandert, kann seine helle Freude haben an dem guten Zustand der alten Häuser, deren zierliches Schnitzwerk fast Haus bei Haus mit fröhlichen Farben überzogen ist. Man merkt sofort: Die Leute hier sind stolz auf ihr schmuckes, altertümliches Städtchen und halten darauf, daß es den Erholung und Schönheit suchenden Wanderern und Malern, die hier allsommerlich in großer Menge Einkehr halten, sich würdig präsentiert. Heimatfreude und Heimatstolz leuchteten auch vom Antlitz des liebenswürdigen Mannes, den das Glück mir als kundigen Führer und Begleiter in den Weg schickte. Er — es war der Pastor Zeiß — entpuppte sich bald als wandelnde Ortschronik, und ich komme allmählich dahinter, — was seine Bescheidenheit mir schwer macht —, daß er seit einem Menschenalter an allem und jedem, was hier zum Ruhme des Städtchens geschah, tätigsten Anteil genommen hat; besonders an dem Ausbau des Rathauses und dem Volksspiel, das hier von Zeit zu Zeit durch einheimische Kräfte aufgeführt wird. Er kennt jeden Buchstaben, jedes Stück Zierat an jedem dieser Häuser. Wäre doch jeder Stadt, jedem Dorfe unserer Heimat ein solcher getreuer Eckart beschieden!

Überrascht halte ich an einem niedlichen Straßenbrunnen inne, der aus der Mauerwand quillt, die den Fuß des Burgberges stützt. Oben thront die Burg, die wir immer wieder, die Straßen durchwandernd, zwischen und über den Häusern erblicken. Der Wasserstrahl springt aus der Röhre in den Steintrog. Schlichte Steine und Kugeln und ein hübscher Aufsatz mit einem Kinderköpfchen bilden den Rahmen, den der blanke Efeu der Mauerwand überwuchert.

„Ach, welch ein köstliches, stimmungsvolles Stück Vergangenheit hat sich da erhalten!“ sage ich.

„Ja, ja, als solches wird es natürlich auch fleißig gemalt, photographiert, veröffentlicht; aber“ — und ein listiges Schmunzeln geht über die Züge meines Begleiters — „Tatsache ist, daß wir das selbst gemacht haben.“

„Was? Ist denn das keine Quelle?“

„I wo, Leitungswasser. Das Rohr ging just da vorbei . . .“

„Ja, aber woher ist denn die entzückende Konsole, auf der das Rohr liegt?“

„Die haben wir bei dem Umbau der Burg im Schutt gefunden . . .“

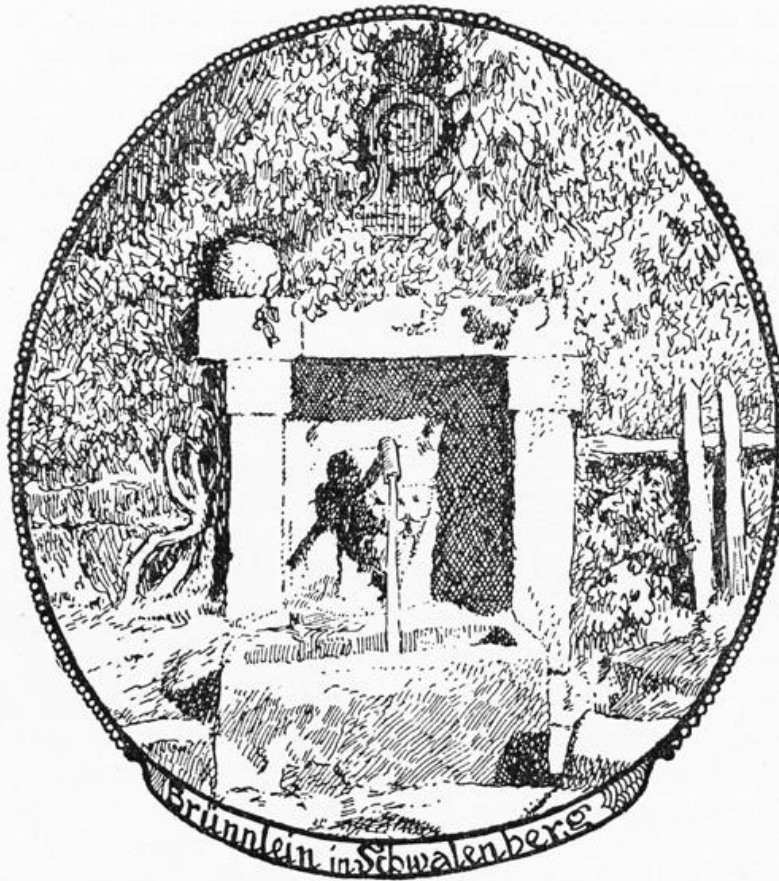
„Aber der niedliche Aufsatz mit dem Engelköpfchen?“

„Ist auch von da oben, von einem alten Ofen . . .“

„Na, da hört denn doch . . .“

„Ja, und wissen Sie, was die ganze Sache gekostet hat? Alles in allem 35 Mark!“  
Aber schön ist das Brünnelein doch und bleibt es.

Durch eine Gasse geht es zur Kirche, die vor Zeiten dem heiligen Johannes erbaut wurde. Sie steht hart am Abhang des Berges, ist schmal und lang und mit wachsender Bevölkerung einige Male „vorgeschuht“, wie der Führer sagte. Die Nähte sind noch deutlich erkennbar. Das Innere ist ein einziges, langgestrecktes Schiff. Ein kleiner Teil der Emporen zeigt vortreffliche Holzarbeit aus der Zeit des Barock. Das zierlich vergitterte Sakramentshäuschen zieren zwei Wappen, das des lippischen Edelherrn Bernhard VII. und seines Bruders Simon, der Bischof von Paderborn war. Im 30jährigen Kriege ward es von gierigen Händen Tillyscher Landsknechte erbrochen. Man sieht noch die Spuren davon. Im Gange zwischen dem Gestühl liegt,



ständig den Fußritten der Kirchenbesucher ausgesetzt, eine gewaltige Grabplatte. Sie trägt als Flachrelief die Gestalt eines Ritters in voller Rüstung. Die schwungvollen, tief eingegrabenen Konturen, ganz in der Art einer Strichzeichnung, lassen eine Künstlerhand erkennen. Der Dargestellte ist kein anderer als der 1558 verstorbene Drost Hermann von Mengerssen, unter dessen weisem Regiment die Stadt ihre schönste Blüte erlebte. Er begegnete uns bereits in Reelkirchen. Daß die Schwalenberger ausgerechnet dieses ihres Wohltäters Grabtafel, von dem Kunstwert ganz abgesehen, zum Fußbodenbelag mißbrauchen und damit sicherer Zerstörung preisgeben, scheint uns wenig zu ihrem sonst so erfreulich betätigten Heimatsinn zu passen. Hoffentlich findet die Platte bald ihren rechten Platz neben dem schönen, namenlosen Grabsteine, der am Ende des Ganges an der Wand aufgerichtet steht und Mann und Frau unter einem Kreuze knieend darstellt. Aus dem Ahnenwappen kann man schließen, daß die Tafel einem Burghard von Kanne und seiner Frau bald nach 1580 errichtet worden ist.

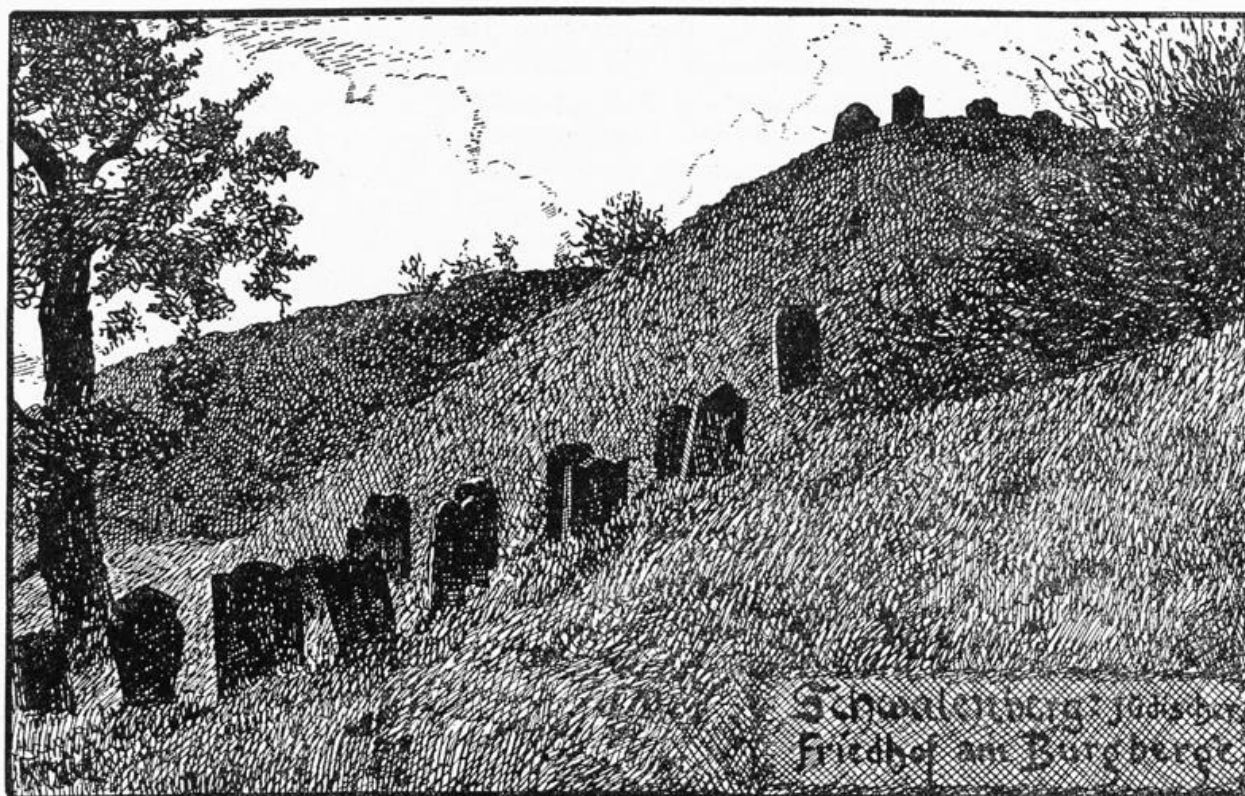
Mittagsstunde. Mein Rucksack ist wohlgefüllt und ich beschließe, seinen köstlichen Inhalt in ungestörter Bergeinsamkeit zu verzehren. Von verschiedenen Seiten kommen die Maler mit Staffeleien und Keilrahmen von ihrer Morgenarbeit zurück und verschwinden unter der Veranda des Gasthauses. Ich wandre zum Süden des Städtchens hinaus, den zur Linken ansteigenden Fahrweg zur Burg hinan. Das Dach

der Burg guckt schon über den Buckel des Berges zu mir nieder. Da, Grabsteine neben einer alten Eiche! Eine ganze Reihe zieht sich den Hang hinan bis zur Dornenhecke. Nur vorn ein paar moderne, alle andern altersgrau und gebeugt, alles edle, schlichte Formen. Sie tragen hebräische Zeichen. Ein Juden-Friedhof! Ganz, wie er sein soll, ohne Einfriedigung, über den Berghang verstreut. Auch von der Höhe grüßen Steine. Ich klimme hinauf. Da liegt noch ein Grüppchen, einer hängt ganz umgesunken nieder. Wundersame Stätte! Sinnbild der Heimatlosen!

Ich klimme höher. Eine frische Brise weht über die Höhe hin, die heiße Stirn kühlend. Hier ist nicht leicht zu gehen. Der Hang ist steil. Herr Volquinus hat Sorge getragen, daß kein Feind hier hinauf könnte, und die Steilheit des Berges wurde gesteigert durch Schutthalden, deren Spuren noch gar wohl wahrzunehmen sind. Ich klettere zur Vorderseite hinüber. Da tut sich das weite, duftüberhauchte Land auf mit den gewellten Feldbreiten und hie und da eingestreuten Dorfschaften. Dort liegen die ehemals „Paderbornisch-Lippeschen Sammtämter Oldenburg, und Stoppelberg.“ Des Stoppelbergs bewaldete Kuppe zieht in der waldlosen Umgebung sogleich den Blick auf sich. Bei klarer Sicht erblickt man hier den Teutoburger Wald mit dem Hermannsdenkmal.

Der Vorwelt Geister umwehen uns . . .

Das Land nach Osten hin bis zur Weser und darüber und nach Süden bis ins Waldecksche hinein war untertan dem mächtigen Grafen von Schwalenberg, mit dem keiner seiner Nachbarn, auch der Edle Herr zur Lippe nicht, sich vergleichen konnte. Seine Burg stand nicht auf diesem Berge. Da hinter dem Dohlenberge eine Wegstunde weit nach Süden lag sie, unweit des Klosters Marienmünster, das Wedekynt III. im Jahre 1128 gründete und in dem er begraben liegt. Wedekynt hatte Seite an Seite mit den Deutschen Kaisern für des Deutschen Reiches Wohlfahrt gestritten. Seine Nachkommen wurden die berühmten Raubritter des Weserlandes. Und der Sachsenherzog Heinrich, der Löwe, dessen getreuester Vasall und Kriegsmann der Edle Herr Bernhard zur Lippe war, hatte Mühe, die frechen Herren zu dämpfen. Aus dieser Sippe stammte Volkwin, der Gründer des Städtchens, das da zu unseren Füßen liegt. Er war nicht anders als seine Väter, vielleicht noch schlimmer. Aber der Kaiser ließ bei seinem Aufbruch zum Kreuzzuge in dem Erzbischof Engelbert von Köln einen Reichsverweser zurück, der dem Raubrittertum mit rücksichtsloser Tatkraft zu Leibe ging. Auch der Schwalenberger bekam die harte Faust des Kirchenfürsten mehr als einmal zu spüren. So war es kein Wunder, daß nach der plötzlichen Ermordung des Erzbischofs der Verdacht, an dieser Untat beteiligt zu sein, auch den Schwalenberger Grafen traf. Ein Reichsheer erschien vor seiner Feste, konnte sie aber nicht einnehmen. Immerhin hielten es die Brüder Volkwin und Adolf für geraten, sich einem Fürstengericht zu unterwerfen. Sie kamen glimpflich davon und mußten nur versprechen, jeder ein Kloster zu bauen. So wurde Volkwin Gründer des Klosters Burghagen, das später verlegt und Falkenhagen genannt wurde. Diese Kulturtat war erzwungen, aber andere freiwillige bezeugen, daß der Graf eine innerliche Wandlung durchgemacht hat, wie wir sie an den rauen Rittersleuten jener Zeit gar nicht selten erleben; z. B. auch bei Bernhard II. zur Lippe. Volkwin gab seine bisherige Feste auf — sie hieß von dann an „de olde Burg“ — und erbaute hier auf dem Bergvor-



sprung die Burg, deren Grundmauern in dem später erneuerten Bau noch vorhanden sind. Wichtiger ist noch, daß er, ehemals eine Geißel der Kaufleute, jetzt ihr Beschützer wurde, indem er eine Stadt gründete. Der Platz war, wie ein Blick in die Tiefe lehrt, denkbar schlecht gewählt, die Häuser mußten sich wie Schwalbennester an den Berg kleben. Jede Ausdehnung war ausgeschlossen. So geschah es, daß Schwalenberg, das als Stadt gegründet worden war, im Laufe der Zeiten zum „Flecken“ hinabsank und erst im Jahre 1908 seine ehemalige Würde wieder empfing. Außer der Schwalenburg hat Volkwin auch im westlichen Teile seiner Grafschaft die Burg Sternberg erbaut. Er bestimmte sie seinem Sohne Heinrich, der damit die Sternberger Linie abzweigte, deren Erbe später auf die lippischen Grafen überging. Auch sonst bezeugte der ehemalige Raubritter seine Sinnesänderung, so durch die Gründung eines großen Klosters in der Grafschaft Sternberg, des unweit Alverdissen so lieblich gelegenen Ullenhausen, wie denn auch seine drei jungfräulichen Töchter alle drei Äbtissinnen und drei von seinen Söhnen Bischöfe geworden sind, einer sogar Erzbischof. 1250 starb der gewaltige Mann und wurde im Kloster Falkenhagen beigesetzt.

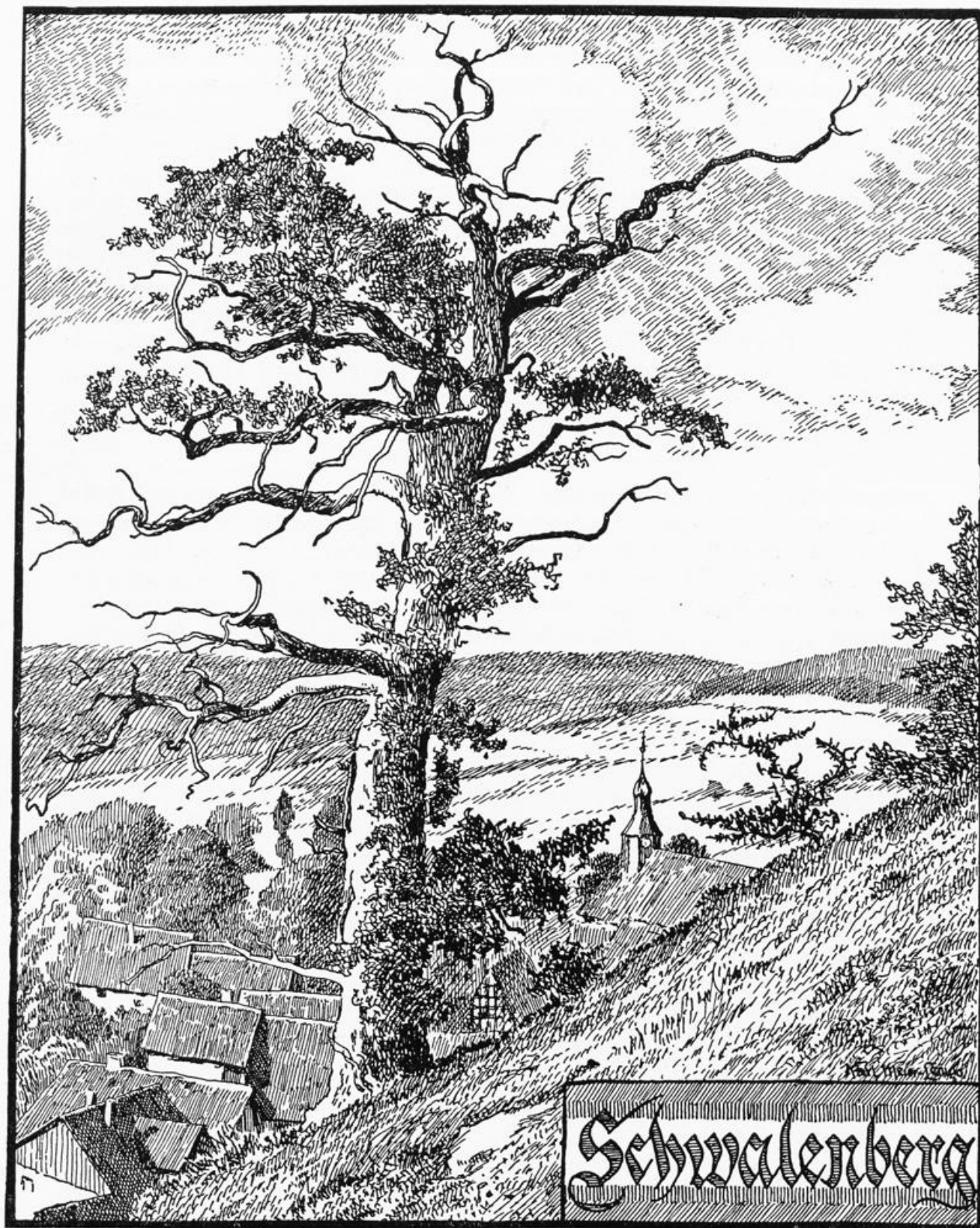
Die Gründungszeit Schwalenbergs war zugleich die Blütezeit des Grafengeschlechts. Nach Volkwins Tode ging es reißend bergab mit ihm. Bedenklich war schon die Teilung der Herrschaft unter seine Söhne Adolf und Albert. Deren Nachkommen sahen sich gezwungen, Teile der Herrschaft zu verpfänden. Eine Hälfte erwarb auf diese Weise Simon I. zur Lippe um das Jahr 1322. Das Ende vom Liede war, daß um die Mitte des 14. Jahrhunderts die Edelherren zur Lippe und

das Bistum Paderborn im Besitz der gesamten Grafschaft waren. Lippe besaß dreiviertel allein, nämlich Falkenhagen, Rischenau und Schieder, der Rest wurde als „Gesamtamt Schwalenberg, Oldenburg und Stoppelberg“ von Lippe und Paderborn gemeinsam regiert. Für das Land war das natürlich wenig ersprießlich, denn die beiden Amtmänner lagen sich beständig in den Haaren. Schlimmer noch war, daß die beiden Landesherren ihre Anteile dauernd verpfändeten und jeder Pfandinhaber natürlich möglichst viel aus der Zitrone herauszupressen suchte.

Eine rühmliche Ausnahme machte nur der letzte Pfandinhaber, Hermann von Mengerssen, derselbe, über dessen Grabstein wir vorhin hinweggeschritten sind. Das war ein tüchtiger, wohlmeinender Herr, übrigens kaiserlicher Feldoberst im Türkenkriege und Führer der paderbornschen Truppen im Kampf gegen die Münsterschen Wiedertäufer (1534). Die Mengerssens haben 200 Jahre lang, meist als Drost, d. h. Amtmänner, in Schwalenberg auf das segensreichste gewirkt. Die ersten 100 Jahre waren die glücklichsten der Stadt. Die stattlichen Bauten, besonders auch das Rathaus, bezeugen den Wohlstand, der damals hier herrschte. Möglich war dieser nur, weil die Pfandwirtschaft, deren üble Folgen die lippischen Grafen zum Glück endlich einsahen, aufhörte. Simon VI. löste schließlich alle Pfandrechte ab und gründete dafür eine Meierei, die er verpachtete. Mit Simons Vater begannen die lippischen Edelherren den nicht zur Thronfolge gelangenden Nachkommen des Schwalenberger Ländchen als „Paragium“ zu überweisen, d. h. sie übertrugen ihnen die Einkünfte des Landes und einen Teil der Hoheitsrechte. Der erste Paragialherr war Bernhards VIII. Bruder Hermann Simon, der vermählt war mit Ursula, der letzten Erbtöchter aus dem mit den Schwalenbergern verwandten Grafengeschlecht von Pyrmont und Spiegelberg. So wurden die Schwalenberg-Pyrmontischen Länder zu einer ansehnlichen Herrschaft vereinigt. Ihm folgte 16jährig Philipp, dessen Wappen die Schwalenberger Bürger 1579 an ihrem neubauten Rathause anbrachten. Aber ein jäher Tod raffte den 22jährigen, der sich eben auf einer Reise in Köln aufhielt, dahin. Der Gram darüber brachte auch die Mutter Ursula ins Grab. So zerfällt, kaum gegründet, die Herrschaft wieder in ihre Bestandteile. Schwalenberg und Sternberg fallen an Lippe zurück. Um den Rest streiten sich Paderborn, Waldeck und Braunschweig, von denen schließlich jeder einen Fetzen bekommt, wie noch die heutige Landkarte dartut.

Simon VI. und VII. haben dann beide ihren zweiten Gemahlinnen Schwalenberg zum Witwensitz bestimmt. Aber nur des letzteren Witwe Maria Magdalena hat hier gewohnt und mitten im 30jährigen Kriege die verfallene Burg Volkwins wieder aufgebaut. Ihr Sohn Hermann hat sich dort offenbar nicht wohlgefühlt. Er erbaute sich in der Ebene, in Biesterfeld, ein neues Schloß und wurde der Begründer der Lippe-Biesterfeldschen Linie, von der dann wieder einer seiner Söhne die Linie Lippe-Weißenfeld abzweigte. Die Paragialrechte aber traten beide Linien gegen eine Rente 1762 an die Detmolder Hauptlinie ab.

Die Burg da oben aber ließ man elend zerfallen. Der 30jährige und der 7jährige Krieg gaben ihr den Rest. Schließlich diente sie nur noch als Gefängnis. Aber es kam ein Tag der Wiedergeburt. Im Jahre 1913 wurde das wiederhergestellte Schloß, das bei aller Schlichtheit sich nun doch wieder sehen lassen kann, von der Tante unseres letzten Fürsten bezogen und wird noch jetzt von ihr und ihren Töchtern bewohnt.



Sieh, da steht am Abhang eine alte Wettereiche. Der Sturm hat ihren Schopf zerzaust, hat ihr die Haut von den Schlangendarmen gerissen, die nun nackt, wie hilferufend, um sich greifen. Unter uns liegen die Häuser des Städtchens. Die ruhigen, rötlichgrauen Flächen der Dächer, dazwischen reichliches Baumgrün und drüben die Kirche mit dem zierlichen Turm. Ich sehe die Menschlein da unten, die weißen Gänse auf den Straßen, in den Höfen und Gärten. Jeder Laut steigt vernehmlich an mein Ohr. Ein Hahn kräht, in der Ferne antwortet ein zweiter. Wagenräder rasseln. Enten und Gänse steigern nach bestimmten Pausen ihr heiseres Geschrei bis zum ohrenbetäubenden Fortissimo. Da kläfft ein Köter. Eine Frauenstimme ruft: „Willi, Willii, Williiii!“ Pause. Nach drei Minuten höre ich eine wehklagende Kinderstimme. Der unfolgsame Willi kriegt seine verdienten Schläge. So kann man hier oben das Leben der Stadt belauschen. Ich kauere mich nieder und zeichne. Die Laute aus der Tiefe sind verstummt. Die Leute gehen jetzt gewiß alle zu Tisch. Nur ein Summen klingt an mein Ohr. Der laue Wind weht einen Falter über mich weg die Höhe hinauf. Da erhebt die Kirchenglocke ihre helle, greisenhafte Stimme und verkündet die Mittagsstunde. Ich verschließe mich der freundlichen Mahnung nicht und öffne den Rucksack.

Es ist Abend geworden. Mein Weg führt mich zum Städtlein hinaus nach Osten um den Dohlenberg herum; „Am Dreh“ nennt man den Ort. Nur Stunden habe ich in der Bergstadt weilen dürfen; Tage, Wochen möchte man hier herumstreifen. Wie viele 1000 herrliche Bilder werden diese Berge und Täler den Künstlern schenken, die hier so gern Einkehr halten! Der kahle, steile Dohlenberg zu meinem Haupte, das weite, schluchtenreiche Mörth da drüben, in dem man in stundenlanger Einsamkeit wandern kann, und auch die Ebene zur Rechten unter mir, mit dem Stoppelberg, mit Oldenburg und Marienmünster.